

**Mohan Râkesh**

*Sein Essen*

*Aus dem Hindi übersetzt von Konrad Meisig*

Bâlo wußte, daß es noch sehr lange dauern würde, bis der Bus kam. Während sie sich mit dem Zipfel ihres Sari den Schweiß abwischte, blickte sie aber dennoch immer wieder die Straße entlang. Auf diesem Abschnitt der Nakodar Road gab es auch nicht einen schattenspendenden Baum in der Nähe. Der Boden dort war öde und karst, – die Felder begannen an die dreißig oder vierzig Meter von der Straße entfernt. In dieser Jahreszeit wuchs nichts auf den Feldern. Nach der Ernte war der Boden gepflügt worden, deshalb sah man ringsum nichts als Erdbraun. Nur das matte Blaugrau der in der Hitze geschmolzenen Nakodar Road hob sich leicht von diesem Erdbraun ab. In kurzer Entfernung von der Stelle, an der Bâlo wartete, stand ein hölzerner Verschlag. Darin saß neben zwei ausladenden Wasserkrügen ein Mensch mittleren Alters und döste vor sich hin. Immer wenn er beim Dösen vornüber zu fallen drohte, zuckte er zusammen und richtete sich wieder auf. Dann warf er einen trägen Blick auf die Stimmung um sich herum, wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß von der Kehle und döste weiter. Zu einer Seite hin reichte der Schatten des Verschlags zwei, drei Fuß weit; dort an die Bude gelehnt, blickte ein langbärtiger Bettler mit gierigen Augen auf Bâlos Hände. Neben ihm hatte sich ein Hund verkrochen, und auch sein Blick hing an Bâlos Händen.

Bâlo hatte das Essen in ihrer Hand in den schmutzigen Saum ihres Sari gewickelt. Sie wollte es vor dem Bösen Blick geschützt halten. Das Essen hatte sie für ihren Mann, Succâ Singh Driver, gebracht, aber weil sie sich verspätet hatte, war Succâ Singhs Bus vorbeigefahren, und jetzt stand sie da und wartete darauf, daß der Bus von Nakodar zurückkehrte und sie ihm dann sein Essen geben könnte. Ihr war klar, daß Succâ Singh vor Wut tobte, daß sie nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen war. Normalerweise kam sein Bus von Jâlandhar um zwei Uhr dort vorbei, und bis er nach seiner Ankunft in Nakodar sein Essen verzehren konnte, wurde es drei, halb vier. Sie gab ihm auch immer sein Abendessen gleich mit, damit er es auf der letzten Kehre in Nakodar essen konnte. Sechs Tage in der Woche hatte Succâ Singh Dienst, und alle sechs Tage ging es in dieser Reihenfolge. So um eins, viertel nach eins ging Bâlo mit dem Essen vom Dorf los und legte in der Mittagshitze anderthalb Kilometer zurück, bis sie noch vor zwei Uhr am Rand der Straße ankam. Wenn sie sich einmal um ein paar Minuten verspätete, dann hielt Succâ Singh unter dem einen oder anderen Vorwand den Bus dort so-

lange an. Aber wenn sie dann kam, schimpfte er, daß er bei der Regierung angestellt wäre und nicht bei ihrem Vater, er könnte nicht ständig den Bus anhalten, um auf sie zu warten. Schweigend hörte sie sich dann sein Geschimpfe an und gab ihm sein Essen.

Heute aber war sie nicht mit zwei, drei Minuten, sondern mit über zwei Stunden Verspätung dort angekommen. Obwohl sie wußte, daß es keinen Sinn hatte, um diese Zeit dort zu warten, war sie in ihrer Unruhe von zu Hause aufgebrochen, – es kam ihr so vor, daß, je länger sie am Straßenrand wartete, Succâ Singhs Wut entsprechend abnähme. Es war zwar klar, daß Succâ Singh in irgendeinem Tandoor in Nakodar zu Mittag essen würde. Aber sie mußte ihm sein Abendessen geben und ihm auch alles erzählen, warum sie sich verspätet hatte. Sie wälzte die ganze Geschichte in Gedanken hin und her und überlegte, wie sie es Succâ Singh am besten sagen sollte, damit er auch alles richtig versteht und nicht noch unnötigerweise in Wut gerät. Sie wußte, daß Succâ Singh in seiner Wut ganz furchtbar war, und sie dachte, wenn er Jangî zur Rede stellt, daß ihm dabei das Messer in der Tasche aufgehen würde.

Über Jangî hatte sie immer wieder alles Mögliche gehört. Letztes Jahr hatte er eine Frau aus dem Nachbardorf entführt, irgendwohin verschleppt und verkauft. Oder die Sache mit dem Pandit Jîvârâm aus Nakodar, mit dem er Streit gehabt und den er dann ermordet hatte. Die Leute im Dorf hielten sich möglichst von Jangî fern, aber sie konnten es sich auch nicht mit ihm verderben. Obwohl Bâlo alles Schlechte dieser Welt über den Kerl gehört hatte, hätte sie doch nie gedacht, daß er so tief gesunken sein könnte, daß er die vierzehnjährige Zindâng belästigen würde, als sie ihm allein begegnet war. Er war bestimmt dreimal so alt wie Zindâng, und noch bis letztes Jahr hatte er sie immer Töchterchen genannt. Doch wie hatte er es wagen können, Zindâng, als sie heute vom Feld zurückkam, an der Hand zu fassen?

Sie hatte Zindâng geschickt, um von Nantî getrocknete Kuhfladen als Brennmaterial zu holen. Nantîs Haus lag an einem Ende der Felder, und die übrigen Häuser des Dorfes am anderen. Bâlo hatte das Mehl geknetet und wartete darauf, daß Zindâng mit den Kuhfladen käme, um dann schnell die Rotis zu rösten und noch rechtzeitig zur Straße zu gelangen. Aber Zindâng kam mit leeren Händen, im Gesicht so bleich wie Gelbwurz. Erst war sie ja noch wütend gewesen, weil Zindâng nicht zurückkam. Aber als sie sie dann sah, erzitterte ihr Herz in namenloser Angst.

„Was ist passiert, Zindâng, was ist los mit dir?“

Schweigend kam Zindâng zu ihr, setzte sich, verbarg den Kopf in den Armen und fing an zu weinen.

„Sag ehrlich, sag doch was, was ist passiert?“

Zindâng sagte nichts. Aber ihr Weinen wurde lauter.

„Hat dich jemand angesprochen?“ Sie strich ihr jetzt mit der Hand über den Kopf.

„Schick mich nie wieder Kuhfladen oder sonstwas holen,“ schluchzte Zindâng mit stockender Stimme. „Ich gehe nie wieder aus dem Haus. Jangî, dieser Lump, hat heute zu mir gesagt...“ Ihr versagte die Stimme, sie konnte nicht weiter-sprechen.

„Was hat Jangî zu dir gesagt? Sag’s mir, sprich!“ Eine Last drückte sie nieder. „Sag ehrlich, warum sagst du denn nichts?“

„Er hat gesagt,“ schluchzte Zindâng, „los Zindâng, komm rein, Saft trinken. Du siehst heute ganz zauberhaft aus...“

„Der verdammte Lumpenhund!“ Es kochte auf einmal in ihr hoch. „Die eigene Mutter würde dem Scheißkerl wie eine zauberhafte Nutte vorkommen. Dem Scheißkerl sollen die Würmer die Augen ausfressen. Kinderloses Arschloch, wenn du eine Tochter hättest und die alt genug würde, würden dir die Augen nach ihr ausfallen... Was hast du da gesagt?“

„Ich habe gesagt, Onkel, ich habe keinen Durst.“ Zindâng begann sich etwas zu beruhigen.

„Und dann?“

„Er meinte, wenn ich keinen Durst hätte, dann sollte ich wenigstens einen Schluck trinken. ‚Wenn du bei dem Onkel Saft trinkst, dann wird dir das in Erinnerung bleiben.‘ ...Und dann packte er mich am Arm und fing an zu ziehen.“

„Ah, verrecken sollst du! Nichts soll dir bleiben, dein Haus soll abbrennen. Laß nur Succâ Singh kommen! Ich kratz dir jedes Stückchen Fleisch einzeln ab, das schwör ich dir, verbrenn und stirb! Schlaf ein für immer! ...Aber dann?“

„Als ich meinen Arm losmachte, wollte er mich mit Süßigkeiten locken. Da fielen mir die Kuhfladen aus der Hand. Ich habe sie so da liegenlassen, meinen Arm losgemacht und bin hergerannt.“

Aufmerksam musterte sie Zindâng von Kopf bis Fuß und zog sie näher an sich.

„Sonst hat er nichts gesagt?“

„Als ich ein Stückchen weggelaufen war, kicherte er hinter mir her und rief: ‚Töchterchen, du hast es mir doch nicht übelgenommen? Heb deine Kuhfladen auf. Ich hab doch nur Spaß mit dir gemacht. Verstehst du das nicht ein bißchen? Los, komm her, wenn nicht, dann komme ich heute noch zu dir nach Hause und beschwere mich bei deiner Schwester, daß Zindâng sehr ungezogen ist. Wenn man ihr etwas sagt, folgt sie nicht.‘ ...Aber ich habe ihm nichts geantwortet und mich noch nicht einmal nach ihm umgedreht. Ich bin geradewegs nach Hause gelaufen.“

„Gut gemacht. Ich breche dem Lumpenhund jeden Knochen einzeln und reiß ihm die Rippen heraus. Laß bloß Succâ Singh kommen! Ich geh sofort los und erzähle es ihm. Dem ist wohl nicht klar, daß Zindâng die Schwägerin von Succâ Singh Driver ist! Das hätte er sich überlegen sollen, bevor er Hand an dich legt.“ Nach kurzem Nachdenken sagte sie: „Hat dich dort sonst jemand gesehen?“

„Nein. Hier, auf dieser Seite der Felder, saß Onkel Râdhû unter dem Mangobaum. Als er mich sah, fragte er, woher ich um diese Zeit in der Mittagshitze käme, und ich sagte, daß meine Schwester Bauchschmerzen hätte und ich vom Arzt ein Pulver geholt hätte.“

„Gut gemacht. Dieser Lumpenhund von Jangî ist ein Sittenstrolch. Wenn unser Name mit ihm in Verbindung gebracht würde, dann wären wir es, die unsere Ehre verlieren würden. Was haben wir mit diesem Schuft zu schaffen! Die Leute brauchen ja immer etwas, um sich das Maul zu zerreißen.“

Danach brauchte sie eine ganze Weile, um Kuhfladen zu holen und Essen zu kochen. Als sie das Kartoffelgemüse mit den Mango-Pickles in die Schüssel füllte und mit den Brotfladen zusammen in ein Baumwolltuch wickelte, wußte sie, daß es schon längst zwei Uhr geschlagen hatte und sie Succâ Singh sein Mittagessen nicht würde bringen können. Deshalb stellte sie das Essen wieder hin und begann sich mit allen möglichen Arbeiten zu beschäftigen. Sie war so vertieft darin, daß sie den Bus darüber fast vergessen hätte. Erst um kurz vor vier machte sie sich bereit loszugehen.

„Schwester, wann kommst du wieder?“ fragte Zindâng.

„Ich bin noch vor der Abenddämmerung zurück.“

„Komm schnell wieder. Allein habe ich Angst.“

„Es gibt doch keinen Grund, Angst zu haben,“ antwortete sie mit gespielter Tapferkeit. „Wer würde es wagen, dich auch nur anzusehen? Wenn Succâ Singh das erführe, würde er ihn ungewürzt zum Frühstück verspeisen. Aber ich werde ohnehin nicht lange brauchen. Ich werde noch vor der Dämmerung zurück sein. Mach du es so, daß du von innen die Kette vor die Tür legst. Verstanden? Wenn jemand an die Tür klopft, frag erst nach seinem Namen.“ Und leise fügte sie hinzu: „Und sollte Jangî kommen und nach mir fragen, wohin ich gegangen bin, dann sag, ich wäre gegangen, um Succâ Singh zu rufen. Verstanden? ... Doch nein. Sag gar nichts zu ihm. Gib ihm von innen einfach keine Antwort, verstanden?“

Als sie auf der Türschwelle stand, sagte Zindâng von hinten: „Schwester, ich habe Herzklopfen.“

„Sei doch nicht verrückt,“ schalt sie sie liebevoll. „Er wohnt im Nachbardorf, also wovor hast du Angst? Du bist doch schon eine junge Dame, warum regst du dich so auf?“

Aber obwohl sie Zindâng tröstete, war sie selbst keineswegs beruhigt. Kaum daß sie am Straßenrand stand, wünschte sie, daß irgendwie der Bus schnell käme, so daß sie das Essen abgeben und unverzüglich wieder zu Zindâng zurückkehren könnte.

„Guter Mann, wie lange ist der Zwei-Uhr-Bus schon vorbei?“, fragte sie den Bettler, dessen Augen unverändert an dem Essen in ihrer Hand hingen. Die Hitze stach immer noch unvermindert, doch war der Schatten der Bude jetzt um einiges länger geworden. Der Hund hatte unter dem Podest, auf dem das Wasser stand, geschnuppert und zog jetzt in der Nähe seine Runden.

„Keine Ahnung, Schwester,“ meinte der Bettler. „Die Busse kommen und gehen. Wer schaut hier schon auf die Uhr!“

Bâlo antwortete nichts. Ein Bus war gerade erst in Richtung Nakodar gefahren. Es kam ihr so vor, als gebe es zu beiden Seiten seiner Staubwolke zwei völlig voneinander geschiedene Welten. Die Busse kommen aus der einen Welt und fahren weiter in die andere Welt. Wie mögen sie wohl sein, die Welten, wo es die riesigen Märkte gibt, Geschäfte, und wo drei Viertel des Monatsgehalts eines Busfahrers bleiben? Devî sagt oft, daß Succâ Singh in Nakodar eine Geliebte aushält. Bâlo wünscht sich so sehr, diese Frau einmal zu sehen. Einmal hatte sie Succâ Singh sogar gebeten, ihr Nakodar zu zeigen, aber Succâ Singh hatte sie gescholten: „Nanu, sind dir Flügel gewachsen? Ist es dir zu ruhig zu Hause? Succâ Singh ist nicht der Mann, der mit einer Frau am Arm durch die Straßen spaziert. Wenn du so gerne spazierengehst, dann such dir doch einen anderen Kerl. Von mir aus kannst du gehen, wann du willst.“

Nach jenem Tag hatte sie nie wieder davon gesprochen. Succâ Singh mochte sein, wie er wollte, ihr war alles egal. Er beleidigte sie, schlug sie, aber dennoch liebte er sie wenigstens soweit, daß er ihr jeden Monat, wenn er sein Gehalt bekam, doch zwanzig Rupien reichte. Auch wenn er ihr hunderttausendmal böse Worte gab, so betrachtete er sie doch als seine Frau! Mochte seine Zunge auch scharf sein, Succâ Singhs Herz war nicht vollkommen schlecht. Zwar ärgerte er sich andauernd darüber, daß ihre Zindâng mit im Haus lebte, aber letzten Monat hatte er von sich aus für Zindâng gläserne Armreifen und zweieinhalb Ellen Musselin mitgebracht und ihr geschenkt.

Gerade kam ein Bus Staub aufwirbelnd von jenem Ende des Himmels herangefahren. Bâlo merkte schon von weitem, daß es nicht Succâ Singhs Bus war. Dennoch musterte sie den sich nähernden Bus mit neugierigen Augen. Der Bus hielt vor der Wasserbude. Ein Mann stieg aus, mit einem Bündel von Zwiebeln und Steckrüben. Dann schlug der Schaffner heftig die Tür zu, und der Bus fuhr weiter. Der Mann, der aus dem Bus ausgestiegen war, ging zur Wasserbude und weckte den Wasserausschenker auf. Mit der hohlen Hand schlürfte er zwei Becher Wasser und ging, sich den Schnurrbart wischend, zu seinem Bündel zurück.

„Guter Mann, wann kommt wohl der nächste Bus aus Nakodar?“ fragte Bâlo den Mann, wobei sie zwei Schritte vortrat.

„Der Bus fährt alle Stunden, Mutter,“ antwortete er. „Wohin willst du?“

„Nirgendwohin, guter Mann, ich muß nur auf den Bus warten. Succâ Singh Driver ist mein Mann. Ich muß ihm sein Essen geben.“

„Oh, Succâ Singh, hä!“ Und auf seinen Lippen spielte ein eigentümliches Lächeln.

„Kennst du ihn?“

„Wer in Nakodar würde ihn nicht kennen?“

Bâlo gefiel nicht, wie er das sagte, deshalb antwortete sie nichts. Was sie selbst über Succâ Singh wußte, das mochte sie nicht aus anderer Leute Mund

hören. Sie verstand nicht, wieso andere das Recht hatten, über ihren Mann so zu reden.

„Succâ Singh wird wohl mit dem nächsten Bus kommen,“ sagte der Mann.

„Ja, als nächstes muß jetzt sein Bus kommen.“

„Ganz schön gemein von ihm, dich so warten zu lassen.“

„Geh, guter Mann, geh deiner Wege!“, ärgerte sich Bâlo. „Wie kommst du darauf, daß er mich warten läßt? Ich habe mich mit dem Essen verspätet, so daß ich den Bus verpaßt habe. Der Ärmste muß seit dem frühen Morgen hungrig dasitzen.“

„Hungrig? Wer, Succâ Singh, hä?“ Und der Mensch lachte mit gebleckten Zähnen. Bâlo wandte ihr Gesicht ab. „Oh heilige Einfalt!“ Damit hob der Mann sein Bündel auf den Kopf und ging auf dem Feldweg davon. Bâlos rechtes Bein war eingeschlafen. Das Gewicht auf das andere Bein verlagernd seufzte sie tief und starrte weiter in die öde Ferne.

Irgendwann dann später sah sie den nächsten Bus aus jener Ecke auf sie zu fahren. Inzwischen hatten ihre Fersen vom langen Stehen angefangen weh zu tun. Als sie den Bus sah, begann sie, das Tuch um ihr Bündel zu glätten. Sie bedauerte, daß sie die Brotfladen nicht erst etwas später gebacken hatte, dann wären sie in die Nacht hinein länger frisch geblieben. Succâ Singh mag so gerne süßes Karâh Prashâd – Warum hatte sie nicht daran gedacht, heute etwas Karâh Prashâd zu machen, um es ihm mitzubringen... na gut, morgen ist Feiertag, Gur Parab, dann bringe ich ihm aber morgen Karâh Prashâd mit...

Dahinten kam nun ein Bus, einen langen Streifen Staub hinter sich herziehend. Schon aus zwanzig Metern Entfernung merkte Bâlo an Succâ Singhs Gesicht, wie wütend er auf sie war. Als er sie sah, zogen sich seine Brauen zusammen, und der Rand seiner Unterlippe schob sich zwischen die Zähne. Mit klopfendem Herzen hielt Bâlo ihre Hand mit dem Essen empor. Aber der Bus hielt nicht bei ihr, sondern fuhr ein Stück weiter bis zu dem Wasserverschlag.

Ein paar wenige Leute wollten dort aus dem Bus aussteigen. Der Schaffner stieg auf das Dach des Busses und machte sich daran, einem Mann sein Fahrrad herabzureichen. Bâlo rannte vor bis auf die Höhe des Fahrersitzes.

„Succâ Singh!“ Sie hielt ihre Hand hoch und versuchte, ihm das Essen hinzuzureichen. „Nimm das Essen.“

„Hau ab!“ Succâ Singh schlug ihr auf die Hand und schob sie weg.

„Succâ Singh, steig eine Minute aus und hör mich an! Heute ist etwas Besonderes passiert, sonst hätte ich...“

„Quatsch nicht, hau ab hier,“ sagte Succâ Singh und erkundigte sich bei dem Schaffner, ob er soweit alles abgeladen hätte.

„Nur noch ein Kasten, ich lade ihn gerade ab,“ rief der Schaffner vom Dach.

„Succâ Singh, ich stehe seit zwei Stunden hier,“ flehte Bâlo ihn an. „Steig aus und hör mich doch an!“

„Ist die Kiste abgeladen?“, fragte Succâ Singh den Schaffner erneut.

„Ja, los!“, war der Schaffner von hinten zu hören.

„Succâ Singh! Du kannst ja wütend auf mich sein, aber nimm doch das Essen. Wenn du am Dienstag nach Hause kommst, werde ich dir alles erklären.“ Bâlo streckte ihre Hand noch höher.

„Wer am Dienstag nach Hause kommt, ist dein...“, und mit einem saftigen Fluch ließ Succâ Singh den Bus an.

Mit zunehmender Dämmerung begann sich die Farbe des Himmels zu ändern. Zwischendurch flog mal ein Vogel quer über den Himmel. In den Feldern sah man nun hier und dort einen bunten Turban. Bâlo trank an dem Wasserverschlag, spritzte sich etwas Wasser auf die Augen und wischte sich mit dem Saum ihres Sari das Gesicht. Dann stellte sie sich ein Stück von der Bude entfernt hin. Sie wußte, daß Succâ Singhs Bus jetzt gegen acht oder neun Uhr von Jâlandhar zurückkehren würde. Sollte sie so lange warten? Succâ Singh hätte wenigstens aussteigen und sie anhören sollen. Zu Hause würde Zindâng sich jetzt alleine ängstigen. Wenn Jangî, dieser Lump, unter irgendeinem Vorwand hintenherum käme, was dann? Hätte Succâ Singh das Essen genommen, dann wäre sie in einer halben Stunde zu Hause gewesen. Er würde wohl jetzt irgendwo auswärts zu Abend essen, aber was ist mit seinem Zorn? Dabei ist Succâ Singhs Zorn noch nicht einmal unbegründet. Er ist ein strammer Bursche und hat tüchtig Hunger. Wäre sie etwas hartnäckiger geblieben, dann hätte er bestimmt nachgegeben. Aber jetzt?

Der Wasserausschenker schloß jetzt seine Bude. Auch der Bettler war längst aufgestanden und fortgegangen. Nur der Hund streunte noch immer in der Nähe herum. Die Hitze nahm ab, und die Vogelschwärme am Himmel färbten sich golden. Bâlo kam ihr eigener Schatten, der bis zur anderen Straßenseite reichte, ganz sonderbar vor. In einem Feld in der Nähe sang ein kräftiger junger Mann aus voller Kehle ein Liebeslied:

*Keinen Ort gibt es zu künden  
Von dem Schmerz der mich erfaßt  
Von dem namenlosen Schmerz*

Die Melodie dieses Liebeslieds spürte Bâlo in jeder Ader. In ihrer Kindheit hatte sie sich an den Sommerabenden mit den anderen Kindern getroffen, sie hatten unter dem plätschernden Wasser des Schöpfrads getanzt und getanzt, und da hatte die Melodie dieses Liebesliedes ganz genauso die Luft erfüllt. Die Melodie stand in einem ganz besonderen Zusammenhang mit der Abenddämmerung. In dem Maße, wie sie älter geworden war, hatte sich diese Melodie immer tiefer mit ihrem Leben verbunden. Es gab in ihrem Dorf einen jungen Mann, Lâlî, der dieses Liebeslied immer so einschmiegsam gesungen hatte. Wie oft hatte sie ihn vor dem Dorf unter dem Pîpalbaum, die Hand auf das Ohr gelegt, singen hören. Zusammen mit Pushpâ und Pâro hatte sie stundenlang bei dem Pîpalbaum gestanden. Dann kam ein Tag, als ihre Mutter sagte, sie sei jetzt zu groß, um stundenlang so bei dem Pîpalbaum zu stehen. Zu der Zeit war man dann auch auf ihre Heirat zu

sprechen gekommen. Am Tag, an dem sie mit Succâ Singh verheiratet wurde, hatte Pâro die halbe Nacht hindurch zur Trommel Lieder gesungen. Vor lauter Singen versagte Pâro zwar die Stimme, aber sie legte die Trommel beiseite, nahm sie in die Arme und sang weiter:

*Frau, warum stehst du im Schatten des Sandelbaums?  
Du mein Liebling, was stehst du da?  
– Ich steh halt da, warte auf den Vater,  
Ich unverheiratetes Mädchen.  
Der Vater soll einen Bräutigam suchen.  
Keiner weiß, wie der sein wird.  
Wie der Mond zwischen den Sternen,  
Wie der Sonnengott unter den Planeten,  
wie Krishna unter den Göttern,  
so soll er sein, der Bräutigam...*

Sie hatte nicht gewußt, wer ihr Bräutigam sein würde, wie er sein würde, dennoch hatte ihr Herz ihr gesagt, daß ihr Bräutigam ganz genauso aussehen würde, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, als sie die Strophen dieses Liedes hörte. Als in der Hochzeitsnacht Succâ Singh ihren Schleier lüftete und sie ihn erblickte, da kam es ihr so vor, als hätte sie tatsächlich ganz genau so einen Krishna bekommen. Als Succâ Singh ihr Kinn hob, rieselten ihr ungezählte Wellen vom Kopf bis in die Zehennägel. Es war, als sei die Welt voll von diesen Schauern, die sie nun täglich spüren und in ihrem Gedächtnis aufbewahren würde.

„Du bist ein Diamantensplitter, ein Diamantensplitter,“ hatte Succâ Singh gesagt, als er sie in seine Arme schloß.

Sie hatte sagen wollen, daß dieser Diamantensplitter dem Staub seiner Füße nicht gleichkäme, aber vor Scham hatte sie geschwiegen.

„Mutter, es wird dunkel, geh jetzt nach Hause. Was stehst du hier noch?“, sagte der Wasserausschenker. Er wollte gehen, war aber kurz bei ihr stehengeblieben.

„Guter Mann, der Bus wird doch gegen acht, neun Uhr aus Jâlandhar zurückkehren, oder?“, fragte ihn Bâlo, mitleiderweckend.

„Keine Ahnung, wann er kommt. Willst du so lange hier stehenbleiben?“

„Guter Mann, ich muß ihm doch sein Essen geben.“

„Wenn er sein Essen hätte nehmen wollen, dann hätte er es doch wohl genommen. Ich weiß nicht, was ihm zu Kopfe gestiegen ist.“

„Guter Mann, Männer sind nun manchmal wütend. Was ist daran Besonderes?“

„Nun gut, dann bleib hier stehen, wie du willst. Der Bus kommt aber auf keinen Fall vor neun.“

„Hauptsache, er kommt irgendwann.“

Während des Gesprächs mit dem Wasserausschenker hatte sie sich ganz von selbst dazu entschlossen, wozu sie sich bislang nicht hatte entschließen können: Daß sie dort ausharren mußte, bis der Bus aus Jâlandhar zurückkehrte. Zindâng



würde ein bißchen Angst haben, aber nur so ein wenig, oder? Jangî würde sich nicht trauen, sie jetzt noch einmal zu belästigen. Schließlich gibt es ja auch so etwas wie einen Dorfrat! Ist das denn normal, auf anderer Leute Töchter böse Blicke zu werfen? Wenn Succâ Singh davon erführe, würde er ihn dann nicht an den Haaren packen und durchs ganze Dorf schleifen? Aber vielleicht wäre es besser, Succâ Singh gar nichts davon zu erzählen. Wer weiß, ob sich die beiden wegen einer solchen Kleinigkeit nicht den Schädel einschlagen würden. Succâ Singh hat sich schon genug über die Schwierigkeiten zu Hause aufgeregt, da ist es auch nicht richtig, ihn in noch mehr Schwierigkeiten zu stürzen. Es war ganz gut, daß Succâ Singh sie vorhin nicht angehört hatte. Er hat doch sofort gesagt, daß er am Dienstag nicht nach Hause kommt. Wenn er wirklich nicht kommt, was dann? Und wenn er vor Zorn überhaupt nicht mehr nach Hause kommt, was dann? Nein, sie wird ihm nie mehr etwas Unangenehmes erzählen. Succâ Singh soll froh und heiter sein, die Unannehmlichkeiten zu Hause kann sie selbst aushalten.

Ihr lief eine Gänsehaut über den Rücken. Lotû Singh aus ihrem Dorf hatte seine Frau verlassen und war fortgegangen. Die hatte sich mit jeder Faser nach ihm gesehnt, bis sie mit einem Sprung in den Brunnen Selbstmord begangen hatte. Wie furchtbar ihre im Wasser aufgedunsene Leiche ausgesehen hatte!

Sie fühlte Müdigkeit, deshalb ging sie und setzte sich auf das Podest des Wasserverschlags. Je mehr es dämmerte, desto ruhiger wurde es auf den Feldern. An die Stelle des Liebeslieds war das Konzert der Grillen getreten. Ein Bus aus Jâlandhar und einer aus Nakodar fuhren vorbei. Succâ Singh kam mit dem letzten Bus aus Jâlandhar. Vom Fahrer des vorherigen Busses hatte sie in Erfahrung gebracht, daß heute aus Jâlandhar nur noch ein Bus kommen würde. Wenn jetzt die Scheinwerfer eines Busses sichtbar werden, dann muß das Succâ Singhs Bus sein. Vor Müdigkeit fielen ihr die Augen zu. Immer wieder öffnete sie mühsam die Augen und zentrierte sie auf die ferne Dunkelheit und die schwarzen Schatten, die langsam immer tiefer wurden. Bei dem kleinsten Geräusch dachte sie, der Bus kommt, und merkte auf. Aber wenn dann keine Scheinwerfer aufleuchteten, seufzte sie enttäuscht und nickte wieder ein. Ein paarmal schreckte sie auf, weil sie mit geschlossenen Augen meinte, die Scheinwerfer eines Busses auf sich zu kommen zu sehen, – aber kein Bus kam. Dann wieder war ihr, als wäre sie zu Hause und es klopfte jemand mit aller Kraft an die Tür. Drinnen sitzt Zindâng zusammengekauert. Ihr Gesicht ist wie Gelbwurz so bleich... Am Schöpfrad gehen die Ochsen immer im Kreis. Im Takt ihrer Glöckchen singt ein junger Mann das Liebeslied, unter dem Pîpalbaum sitzend, die Hand auf das Ohr gelegt... Mächtig wirbelt der Staub auf, der alles auf der Erde und am Himmel einhüllt. Sie versucht, das Bündel mit dem Essen festzuhalten, aber es rutscht ihr immer weiter aus der Hand... In der Wasserbude stehen trockene Krüge, in denen nicht ein Tropfen Wasser mehr ist. Immer wieder will sie den Becher in den Krug tauchen, aber zu ihrer Enttäuschung bleibt er leer... Die Schrunden an ihren Füßen reißen auf. Mit dem Finger will sie Öl darauf einreiben, aber noch beim Einreiben trocknet das Öl immer weiter aus... Zindâng weint, ihr offenes

Haar über die Knie gebreitet. Sie sagt: „Warum hast du mich verlassen und bist fortgegangen? Warum bist du fortgegangen und hast mich verlassen? Ach, wo ist meine Zopfflechte hin? Wer hat meine Zopfflechte mitgenommen?“

Plötzlich berührte eine Hand ihre Schulter; sie schreckte auf.

„Succâ Singh!“ Schnell rieb sie sich die Augen.

„Bist du noch nicht nach Hause gegangen?“ Succâ Singh setzte sich auf das Podest direkt neben sie. Der Bus stand genau vor der Wasserbude. Um diese Zeit waren keine Fahrgäste mehr darin. Der Schaffner döste auf dem letzten Sitz.

„Ich dachte, ich gehe erst, wenn ich dir dein Essen gegeben habe. Und dann bin ich im Sitzen eingenickt. Ist es auch nicht zu spät für dich geworden?“

„Nein, – ich habe den Bus angehalten, weil ich dich schon von weitem gesehen habe. Du bist so verrückt, daß du die ganze Zeit hier gesessen hast, um mir das Essen zu geben.“

„Was hätte ich machen sollen? Wo du doch gesagt hattest, daß du nicht nach Hause kommst.“ Dabei zwinkerte sie mit den Augenlidern und versuchte, die aufwallenden Tränen zu trocknen.

„Na gut, gib das Essen, und geh nach Hause! Zindâng wird da alleine Angst haben.“ Succâ Singh tätschelte ihren Arm und stand auf.

Succâ Singh nahm von ihr die Schüssel mit dem Essen und geleitete Bâlo bis zum Bus, die Hand auf ihren Rücken gelegt. Dann sprang er hoch auf den Fahrersitz. Als er den Bus anlassen wollte, fragte sie ganz ängstlich: „Succâ Singh, du kommst doch am Dienstag?“

„Ja, ich komme. Wenn du etwas aus der Stadt brauchst, dann sag es.“

„Nein, ich brauche nichts.“

Als der Bus anfang zu rattern, trat sie zwei Schritte zurück. Succâ Singh strich sich mit der Hand über Bart und Schnurrbart, tat einen Rülps, sah zu ihr hinüber und fragte: „Was wolltest du mir vorhin erzählen?“

„Ach was, das war nichts Besonderes. Das hat auch Zeit bis Dienstag...“

„Na gut, lauf jetzt schnell los, verspäte dich nicht. Es ist eine Meile Weg!“

„Succâ Singh, morgen ist Gur Parab. Morgen bringe ich dir Karâh Prashâd.“

„Na gut, in Ordnung...“

Der Bus fuhr los. Bâlo stand da, eingehüllt in Staub. Als der Staub sich legte, wischte sie sich mit dem Zipfel die Augen und schaute den roten Lichtern so lange nach, wie sie sie noch erkennen konnte.

*Usakī roṭī*, Kurzgeschichte (1957), in: *Mohana Rākeśa kī sampūrṇa kahānīyām*, Dillī 1984 [Vorwort 1972], pp. 231-239. – Sehr freie und lückenhafte englische Übersetzung *His Meal* von Kusum Rashid in *Journal of South Asian Literature* 9 (2,3), 1973, pp. 165ff. Nachgedruckt in: Mohan Rakesh: *Anthology*, New Delhi 1974, pp. 165-173. Siehe auch: Mohan Rākeśa: *Mohana Rākeśa kī ḍāyarī*, 1985, p. 91 unten. Inhaltsangabe und Interpretation in: K. Meisig: *Leiden im Hinduismus*. In: *Warum Leiden? Die Antwort der Weltreligionen*, hrsg. v. Adel Th. Khoury und Peter Hünermann (Herderbücherei, Bd. 1383), Freiburg, Basel, Wien 1987, pp. 27-31. Siehe auch K. Meisig: *Erzähltechniken der Nayī Kahānī. Die Neue Erzählung der Hindi-Literatur*. Wiesbaden

1996, pp. 58-60. – Verfilmung *Uski roti* 1970 (35 mm, s/w, 110 min.), Drehbuch und Regie von Mani Kaul, Dialoge von Mohan Rakesh, dazu Bernhard Weber-Brosamer: *Mit Zollstock und Stoppuhr zur wirklichen Erfahrung* (Regisseur-Portrait), in: *Journal Film*, Nov. 1987, pp. 6-9, sowie Chidananda Das Gupta/ Werner Kobe: *Kino in Indien*. Mersch: Freiburg i.Br. 1986, p. 67, mit Szenenfoto.

*Hinweise des Übersetzers.* Succâ: sprich „Sut-tschaa“. – Nakodar und Jâlandhar: zwei Städte im Punjab. – Roti (*roṭī*): Brotfladen; Brot; Essen. – Karâh Prashâd (= *kaṛā prasāda*): eine Süßigkeit, „Halvâ als religiöse Speise der Sikhs“ (A. Sharma/ H.J. Vermeer, Hindi-Deutsches Wörterbuch). – Gur Parab: ein religiöser Feiertag der Sikhs.